Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 35

Artikel: Aus einem naturgeschichtlichen Werke von 1772-75

Autor: Volmar, F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641095

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die alte Frau aber hielt jett die Pinche an ihren beiden fleinen San= den; sie betrachtete sie aufmerksam, ja fast mit Staunen; aber immer inniger wurde dieser Blid, bis dann das ganz er= schütterte Kind in ihren mütterlichen Armen lag.

Der junge Rünstler stand wie träumend, das Saupt geneigt; ihm war, als höre er in weiter Ferne das Wellenrauschen der Nordsee. Und auch die Geliebte ichien er mit sich dahingezogen zu haben; denn aus ihren Tränen wandte sie plöglich den Ropf zu ihm empor und sagte: "Aber du, die alte Bade=Rathi muß doch mit gu unserer Sochzeit!"

Da löste sich die Stille in ein heiteres Lachen des Glüdes; gang vernehmlich blies der Faun auf seiner Flöte und am Simmel

draußen stand in vollem Glanz die Sonne, noch immer die Sonne Homers, und beleuchtete wieder einmal ein junges aufblühendes Menschenschicksal.

Um andern Morgen aber flog mit dem ersten Bahnzuge, der nach Norden ging, ein furzer jubelnder Brief nach der alten Stadt an der Meeresfüste.

- Ende.

Aus einem naturgeschichtlichen Werke von 1772-75.

Von F. Volmar, jun.

Wenn wir den gegenwärtigen Stand der Naturwissenschaften überbliden, ahnen wir nicht, durch wieviele Irrtumer, durch wie manchen Rampf sie sich hindurcharbeiten mußten, um zu der Sohe der Entwidlung zu gelangen, die sie heute innehaben. Und immer wieder werden faliche Auffassungen, irrige Anschauungen aufgedeckt und ausgemerzt und an ihre Stelle auf genaue Beobachtung fußende Erklärungen, Früchte langiährigen und angestrengten Forschens eingesett. Es scheint nicht übertrieben, was ein Meteorologe sagte: die Geschichte der Wissenschaft erweist sich eigentlich so recht als eine Geschichte der Irrungen.

Nachstehend ein kleines Bild vom Stande der Tier= funde im 18. Jahrhundert an Sand eines großen natur= geschichtlichen Werkes jener Zeit.

"Naturgeschichte aus den besten Schriftstellern mit Merianischen Rupfern" betitelt es sich. Erschienen ist der erste Teil 1772 in Seilbronn in der "Edebrechtischen Sandlung", der lette 1775 ebendort. Das Werk behandelt die Säugetiere, die Reptilien, die Amphibien und die Bögel und beruht auf folgender Klassifikation:



Van Muyden: Sommermorgen.

3mente

Erste Ordnung*): Thiere welche Hufen haben. Vierfüssige Thiere welche Zähen an den Füßen haben, behaart sind und

lebendige Junge bringen. Ohnhaarichte vierfüssige

Dritte welche Ener legen. . Vierte Bögel.

Ein großer Teil der falschen Auffassungen, die uns da und dort beim Durchblättern dieses Werkes begegnen, beruht auf der damaligen Unkenntnis des innern Baues der verschiedenen Tiere. Die vergleichende Anatomie wurde erst durch C. G. Cuvier (1769—1832) begründet. Ein Wesent= liches trägt aber auch die häufige Berufung auf die Schrift= steller des Altertums (vornehmlich Aristoteles und Plinius) bei, indem sich dadurch nicht selten alte, grobe Irrtumer einschleichen.

Nur das Merkwürdigste und Fabelhafteste mag er= wähnt werden.

In der Beschreibung des Renntfers heißt es 3. B .: "Während des Winters bestehet die Nahrung dieses

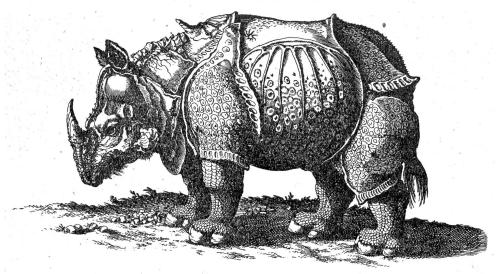
Thieres in einem weißen Moose, und es weiß solches auch unter dem diden Schnee gu finden, indem es den= selben mit seinem Gehörne aufgräbt, und mit den Füßen beiseite schafft."

Eine Meinung, die man übrigens auch noch in vielen Naturgeschichtsbüchern des 19. Jahrhunderts findet. Mit den Sufen wird die Nahrung ausgescharrt, nicht mit dem Geweih, denn dieses hat es im Winter gar nicht.

Die Größe des Geweihes wird riesig übertrieben:

"Die Rennhirsche, die weder gejagt noch im Zwange gehalten werden, haben ein Geweihe das ihnen nach hinten zu bennahe über das Kreuz, und nach vorn über das Maul geht.

^{*)} Jede Ordnung zerfällt in Familien, diese wieder in Geschlechter.



Aus einem naturgeschichtlichen Werk von 1772: Das ftashorn. ftach einem Holzschnitt von Albrecht Dürer. (Mit übertriebener Darstellung der hautfalten und -auswüchse.)

Geradezu toll erscheint uns folgende Behauptung:

"Die Rennthiere lieben den Urin des Menschen un= gemein. Wenn sie sehen, daß jemand harnen will, so laufen sie zu, halten das Maul unter, leden auch den harn aus dem Schnee gusammen. Sie werden dadurch besonders zahm und ihren Hirten getreu. Daher führen die Koräken*) allezeit Gefäße aus Birkenrinden mit sich in welche sie harnen, und den Rennthieren alle Morgen fleine Portionen davon austheilen. Man gibt ihnen aber nicht zuviel Sarn auf einmal, weil sie davon besoffen werden sollen, daß man sie in den Schnee eingraben muß.

Unsicherheit herrschte noch über die Beschaffenheit der Hörner des Rhinoceros, die ein Hautgebilde sind:

"Dem Herrn Daubenton**) schien das Horn des Rase= horns aus Borstenhaaren zusammen gesett zu senn, die gleichsam Buschelweise verbunden sind, und sehr fest an einander haften, jedoch nicht so völlig vereinigt sind, daß sie sich nicht von einander ablösen könnten, in= dem man dieselben auf der äußern Oberfläche des Hornes eben so deutlich, als die Haare einer Bürste siehet."

Es wurde sogar an die Möglichkeit gehörnter Schweine gedacht. Ueber die obern Edzähne des Birichebers, welche in die Saut der Stirn eindringen und die Ruffel-

dede durchbohren, heißt es:

"Die Lage und die Richtung dieser benden obern Hauerzähne, die die Schnaute durchbohren, anfänglich gerade in die Sohe geben, und sich bernach girkelformig frümmen, haben einige und selbst geschickte Naturforscher auf den Gedanken gebracht, daß man diese Sauer nicht für Zähne, sondern für Sorner ansehen muffe."

Auch ein praktischer Zwed wird diesen "Sörnern" gu= geschrieben:

"Sie hängen sich mit ihren Oberwaffen an Zweige, um ihren Kopf ruhen zu lassen, oder stehend zu schlafen, wenigstens sagt man es."

Von den fabelhaftesten Dingen, die dem Appetit des Vielfraß durch die Naturforscher jener Zeit zugeschrieben

wurden, findet sich auch hier ein Beispiel:

"Man pflegt von dem Vielfraß zu erzählen, daß wenn er auch ein Aas habe, das ihn an Größe sechsmal übertreffe, er doch nicht eher zu fressen aufhöre, als bis alles verzehret sene. Da er nun die Speisen, die er in einem solchen Uebermaße verschlinge nicht so gleich ver= dauen fonne, so befordere er die Ausleerung dadurch,

*) Volk im nordöstlichen Sibirien. **) Q. J. M. Daubenton, französischer Arzt und Naturforscher 1716 ыз 1799.

daß er sich zwischen zweene dicht an einander stehende Bäume hindurch zwinge."

Bei der Beschreibung der Wohnung des Dachsen wird folgende Jägerfabel für wahr ausgegeben:

"Der Fuchs, dem es mehr Mühe kostet, die Erde aus= zuhöhlen, machet sich dessen Arbeit zu Nugen; wenn er ihn nicht mit Gewalt dazu zwingen fann, so bringt er es mit List dahin, daß er seine Wohnung räumen muß, denn er beunruhiget ihn, lauret ihm bei dem Eingange auf, und leget so= gar seine stinkende Losung davor; hierauf bemächtigt er sich derselben, erweitert sie und macht sein Lager da= raus."

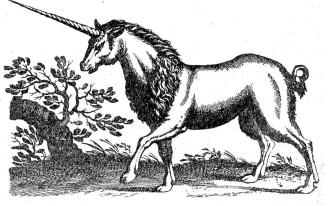
Das plötliche Auftreten und Verschwinden des Lem= mings findet eine uns lächerliche Erklärung:

"Man weiß nicht recht woher sie kommen; der gemeine Mann glaubt sie regnen vom Himmel. Pontoppidan welcher dieses zwar nicht glaubt, gibt doch dem Lucas Debes Benfall, welcher mennet, daß sie durch einen ge= wissen Wirbelwind, den man Des nennet, gebracht wer= ben, weil man, wie er sagt einige dieser Thiere auf den Alippen finde, als ob sie durch einen harten Fall zer= schmettert wären und weil niemand in Schweden und Norwegen sagen könne, er habe dasselbst ihre Jungen gesehen.

Natürlicher erscheint die heutige Erklärung. männlichen Lemminge begeben sich zusammen auf die Suche nach Weibchen, woraus ausgedehnte Wanderungen über Gebirgszüge, ja jelbst über Gletscher entstehen. Vor Rälte und Hunger kommen viele der Tiere um, so daß man oft bei den Sterbepläten auf jedem Quadratmeter 1-2 tote Lemminge findet.

Nicht weniger merkwürdig ist die Schilderung des Stacheln abschießenden Stachelschweines:

"Reisebeschreiber und Naturforscher berichtigen fast einmuthig, daß dieses Thier vermögend sene, seine Stacheln auf eine ansehnliche Weite und mit solcher Gewalt abzuschießen, daß sie durchgehen und eine tiefe Wunde machen, und daß diese Stacheln für sich allein, wenn sie auch schon von dem Leib des Thieres abgesondert sind, die gang außerordentliche Eigenschaft haben,



Aus einem naturgeschichtlichen Werke von 1772: Das Einhorn. (Das forn ift ein narwalzahn.)

von selbst und durch eigene Kraft immer tiefer in das Fleisch einzudringen, sobald einmal die Spike hinein ist." Es ist dies ein Beispiel, wie aus Einzelbeobachtung

und gelegentlichem Vorkommen die Sache verallgemeinert und übertrieben wird. In "Brehms Tierleben" heißt es nämlich an der betreffenden Stelle:

"Während der längjährigen Tätigkeit 3. Vosselers auf der wissenschaftlichen Versuchsstation Amani in Deutsch=Oft= afrita wurden ihm von einem Farmer Stachelschweinstacheln gezeigt, über mannshoch in der Rinde eines Baumes stedend, an dessen Fuß ein Stachelschwein gefangen worden war. Sie konnten nicht wohl anders dorthin gelangt sein, als aus der Haut heraus geschleudert durch das plötliche Aufrichten mittels der Sautmuslulatur im Augenblide des jähen Schredens und Schmerzes, den dem Tier die zugeschlagene Falle verursachte. Der Fänger war aber ganz ahnungslos und gerade deshalb ein um so unverdächtiger Zeuge, als er annahm, das Tier sei mit der Falle an der Kette den Baum ein Stück emporgeklettert."

Ein Abschleudern der Stacheln wäre demnach möglich, aber auf jeden Fall nicht absichtlich und regelmäßig.

Von den Beuteltieren wird nur das Opossum als solches gekannt.*) Bei den andern Arten, die wirklich einen Beutel haben, ist nur von einer "Querfalte, die die Haut unter dem Bauche macht", die Rede. Auch die als rührendes Beispiel von Muttersorge an-

geführte, noch in Naturgeschichtsbüchern des vorigen Jahr= hunderts anzutreffende Schilderung des "Jungentrans-portes" einer Opossumart fehlt nicht:

"Die Jungen steigen auf den Ruden ihrer Mutter und halten sich darauf, indem sie ihren Schwanz um den Schwanz der Mutter schlingen; in dieser Lage, welche ihnen gemein ist, trägt sie dieselbe und bringt sie mit ebenso= vieler Sicherheit als Leichtigkeit von einem Ort zu den andern."

Solche Situationen mögen ja einmal vorkommen; aber die Jungen halten sich gewöhnlich am Felle der Alten fest, wo sie gerade fonnen.

Die Robben werden zu den Amphibien gezählt.

"Der Meerbar ist ein Amphibium," so beginnt die . Schilderung des See= oder Meerbären, "das den größesten Bar an Größe übertrift und feinem Erdthier mehr gleichet als dem Bar, wenn man die Füße und den Hintertheil ausnimmt, welcher geschwinde abfällt, schwach und schlank wird, und sich in eine conische Gestalt endiget."

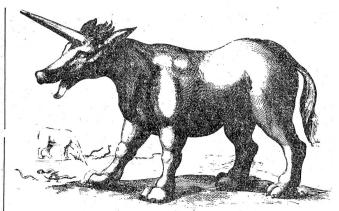
Die Größenangabe ist übertrieben. Der Eisbar mit 2,50 Meter Körperlänge und bis 6 Zentner Gewicht ist

*) 1689 scheint die erste "gute" Beschreibung des Opossums erschienen

zu sein. Es heißt nämlich:
"Ein englischer Arzt, Edward Thson hat es zuerst bevbachtet. Er ist der einzige, der eine gute Beschreibung von dem Weibchen dieses Ticres geliesert hat, die unter dem Titel Carigueya oder Marsupale Americanum, or the Anatomy of an Opossum zu London 1689 gedruckt worden ist."



Aus einem naturgeschichtlichen Werke von 1772: Der Vielfrass. (Draftische Darftellung, wie das Tier angeblich feine Entleerung befördert.)



Aus einem naturgeschichtlichen Werke von 1772: Der Meerwolf, ein gabeltier mit Stirnhorn.

der größte lebende Bar. Die größten Mannchen des Seebaren erreichen bloß eine Länge von 2-2,50 Metern und ein Gewicht von 2-2,50 Zentnern.

Wie weit die damaligen Naturforscher im Verständnis und in der Auffassung der Anpassungen an die Lebensart der verschiedenen Tiere waren, zeigt die Schilderung der Kaultiere:

"So munter, so voller Leben, so geistvoll uns die Natur ben den Affen erscheinet, so träge, so gebunden und gleichsam eingeklemmt muß sie uns an den Faulthieren vorkommen. Sier ist nicht sowohl Faulheit, als Elend, Mangel, Entblößung und fehlerhafte Bildung. Reine Schneide= feine Hundszähne; dunkle und verdeckte Augen, Rinnbaden, die eben so unförmlich als did sind, und noch fehlerhafter sich endigen, kein Auftritt unter dem Fuße, keine Zähen, die jeder für sich beweglich wären, sondern nur zwo oder dren übermäßig lange, niederwärts gebogene Krallen, die sich nicht anders als zugleich bewegen fonnen, und mehr im Gehen hindern, als sie zum Klettern dienlich sind; die Langsamkeit, die Dummheit, die Achtlosigkeit für sich selbst und die sogar zur Gewohnheit gewordene Schmerzen, die aus dieser vernachfälligten Bildung entspringen; feine Waffen, weder jum Angriff noch jur Berteidigung; feine Mittel jur Sicherheit, nicht einmal das, sich in die Erde einzugraben; kein Ausweg zur Rettung durch Flucht; . . . ihr mühseliges Klettern, ihr schmerzliches Nachziehen der Glieder; ihre flägliche Stimme mit abgebrochenen Tonen, die sie blos des Nachts von sich zu geben wagen; alles dies verkündet uns diese Thiere als rohe Entwürfe der Natur. . . . Diese armen Thiere können aus Mangel der Zähne keine Beute fassen, kein Fleisch fressen, ja nicht einmal grasen, sondern sie sind genöthigt blos von Blättern und wilden Früchten zu leben."

Die ausgezeichneten Anpassungen an das Baumleben dieser Tiere wurden nicht erkannt. Erst Couvier erblickte sie als die Nachkommen der Riesenfaultiere, die zur Vorzeit in Sudamerita weit verbreitet waren.

Von den gahlreichen Eingeborenenmärchen über die Affen haben viele in der "Naturgeschichte der besten Schriftsteller" ihren Plat gefunden. Es sei hier eines ber "stärkern" angeführt:

"Auf den Rusten des Flusses Gambia*) sind die Affen größer und bösartiger als sonst irgendwo in Afrika. Die Negern scheuen sich vor ihnen und selten gehen sie im Felde, ohne von diesen Thieren angegriffen zu werden, welche ihnen einen Stod darreichen, und sie nöthigen sich mit ihnen zu schlagen."

(Shluß folgt.)

^{*)} Fluß in Weftafrika.